

# Hilfe für die Bedrohten

Ein neuer Briefband dokumentiert Leben und Denken Hermann Hesses von 1933 bis 1939

Er ahnte, was kommen würde. »Die deutschen Zustände«, schrieb er am 18. März 1933 an seinen Sohn Bruno, »bringen mich noch mehr in Sorgen, es steht wahrscheinlich auch mir wieder viel Häßliches und eine Art Krieg bevor, mit Anfeindungen, Boykott, schwarzen Listen etc. Immer das alte Lied.« Hermann Hesse lebte seit langem in der Schweiz, aber was in seinem Geburtsland geschah, betraf auch ihn. Seine Bücher erschienen bei S. Fischer in Berlin, und auch die Blätter, die Anfang der dreißiger Jahre seine Texte publizierten, hatten ihren Sitz in Deutschland. Am Ende blieb ihm nur »Die neue Rundschau«, die Monatsschrift des Fischer-Verlages. Aber seit 1936 wagte auch sie seine Buchhinweise nicht mehr zu drucken.

Auf gut 750 Seiten präsentiert Volker Michels, der in seinem Enthusiasmus, seinem unermüdlichen Hesse-Engagement nicht zu übertreffen ist, die Briefe des Dichters von 1933 bis 1939. Es ist der fünfte Band seiner neuen Ausgabe, die, eröffnet 2012, in bemerkenswertem (heute ziemlich ungewöhnlichem) Tempo wächst. Sie übertrifft Michels alte Auswahl mit ihren vier Bänden, zwischen 1973 und 1986 ebenfalls bei Suhrkamp verlegt, deutlich. Dort beanspruchten die Schreiben dieses Zeitraums gerade einmal 260 Seiten. Das Bild vom Alltag Hesses in jenen Jahren wird nun schärfer und nuancierter. Nicht geringen Anteil daran hat Ninon Hesse, die seit der Heirat 1931 die Briefe ihres Mannes, ehe sie das Haus verließen, abschrieb und so verhinderte, dass die Unikate, weit verstreut, in Privatbesitz landeten, möglicherweise verloren gingen, vielleicht auch mühsam wieder aufgespürt werden mussten.

Er habe sehr lange, schrieb Hesse im Mai 1933 an Max Herrmann-Neiße, keine Zeitungen mehr gelesen, »jetzt tue ich es vorübergehend wieder, es ist nicht bekömmlich und nützt auch wohl nichts«. Schon im März war das Gastbett in seinem Haus von einem Flüchtling aus Deutschland belegt, dem Leipziger Lehrer und Publizisten Heinrich Wiegand, »der auf einen Schlag

sein ohnehin kümmerliches Brot« verlor. Ein paar Tage später schon meldete Hesse den Besuch von Thomas und Katia Mann. Beide, bei der Machtübernahme Hitlers zufällig in der Schweiz, wollten unbedingt wissen, wie er die Situation beurteilte. »Es gab nichts Wohlthuenderes, Heilsameres in jenen verworrenen Tagen als sein Gespräch«, wird der Gast später über die Begegnung in Montagnola sagen. Auch Brecht, der in der Nähe bei Kurt Kläber untergekommen war, kam herüber zu Hesse, um mit ihm die politische Lage zu diskutieren.

Der Dichter wurde die Anlaufadresse für viele, die in Not geraten waren, auch für viele seiner Kollegen, von Johannes R. Becher über Bruno Frank bis zu Ernst Toller, die sich vor den Nazis in Sicherheit gebracht hatten und nun nach Orientierung suchten. Er half, so gut und so viel er konnte und geriet trotz aller Anstrengungen mehr und mehr an die Grenzen seiner Möglichkeiten. »Wir, meine Frau und ich«, bekannte er Ende 1938 in einem Brief, »haben seit dem März kaum noch etwas andres gearbeitet, als Bedrohte aus Wien etc. herauszubringen und weiter zu spedieren, unsre Mittel sind nahezu erschöpft ...« Er hatte bei der Berner Fremdenpolizei fast nur noch Misserfolge. Erstaunlich, dass er, wie Volker Michels in seinem gründlichen Nachwort betont, angesichts dieser enormen praktischen, moralischen und materiellen Hilfe überhaupt noch ein so bedeutendes Werk wie »Das Glasperlenspiel« schreiben konnte.

»Es ist schwer, diese Zeit zu überstehen«, gestand Hesse 1938, der wegen seiner Engagements für die Emigranten in deutschen Zeitungen scharf angegriffen und zugleich,

»nicht weniger böse«, auch in der Emigrantenpresse attackiert wurde, weil er noch immer in Deutschland publizierte. Peter Suhrkamp, der den in Berlin verbliebenen Teil des nach Wien emigrierten S. Fischer Verlages führte, beschwor ihn, seine Bücher nicht zurückzuziehen. Hesse, der ihn nicht im Stich lassen wollte (»er ist ein, wie ich glaube, vollkommen treuer Mensch«), verlängerte 1939 schließlich schweren Herzens (»wahrscheinlich eine große Dummheit«) den Vertrag. Aber der Entschluss half ihm wenig. »Das Glasperlenspiel« durfte in Berlin nicht veröffentlicht werden. Es erschien 1943 in zwei Bänden bei Fretz & Wasmuth in Zürich.

Als Hesse die letzten Briefe schrieb, die in diesem Band stehen, hatte schon der Zweite Weltkrieg begonnen. Er erhielt nun Post aus Deutschland, namentlich von Damen, »die denen vom Sommer 1914 nicht nachstehen, es ist nichts anders geworden, nichts gelernt, nur ist alles, Gedanken und Worte, um viele Grade dümmere, rohere und barbarischer.« Es sei grausam, schrieb er, das alles sehen zu müssen. Und: »Mir hilft der Gedanke an die östlichen Mythologien beim Betrachten und Hinnehmen des Weltlaufs.« Natürlich auch die Arbeit am »Glasperlenspiel«. Er gehöre zu den Alten und Egoisten, meinte er im Oktober 1939, »die im Stillen hoffen, sie werden gestorben sein, noch ehe ihnen die Granaten in die Stube krachen«. Vorher aber wolle er noch sein Buch zu Ende schreiben.

KLAUS FRIEDRICH

Hermann Hesse: »In den Niederungen des Aktuellen'. Die Briefe 1933 - 1939«, hrsg. von Volker Michels, Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 768 S., € 58.